Vom Rotwild um Detmold

Heinz Oppermann

Die Vereinigung der Rotwildjäger im Regierungsbezirk Detmold veranstaltete am 28. Mai ihre Trophäenschau. Nach einem Vortrag des Paderborner Bläserkorps begrüßte als Vertreter des Ersten Vorsitzenden Ofm. Dr. Braeuer in der Eigenschaft als 1. Vorsitzender des Hochwildringes Teutoburger Wald die Gäste. Anschließend an die Verlesung des Geschäftsberichtes durch Forstamtmann Schellhove konnte Ofm. Keimer in seiner Eigenschaft als Rotwildbezirksleiter für den Reg.-Bez. Detmold in einem Kurzreferat interessante Ergebnisse aus der statistischen Arbeit des Rotwildringes bekanntgeben. So konnte bei der Wildzählung im Frühjahr dieses Jahres in einem Rotwildeinstandsgebiet von 56 199 ha ein Gesamtbestand von 664 Stück ermittelt werden (im Vorjahr 692 Stück). Das entspräche einer Wilddichte von 1,14 Stück auf 100 ha und bedeute, daß das Rotwild zahlenmäßig z. Z. in einer gegenüber den Interessen der Land- und Forstwirtschaft durchaus vertretbaren Anzahl vorhanden sei. Wenn das Geschlechterverhältnis dem idealen Verhältnis 1:1 schon jetzt sehr nahe käme, so sei das in erster Linie auf die planvolle Hege sowie auf die kontrollierte Abschußregelung zurückzuführen.

Des weiteren berichtete Ofm. Keimer, daß im Staatsforst etwa 80 % des Abschußsolls erfüllt wurde, in den Privatrevieren nur rund 40 %. Der Gesamtrotwildabschuß im Staatsforst und in den Privat- und Gemeinderevieren im Reg.-Bez. Detmold ergab im Jagdjahr 1965/66 326 Stück. Für das Jagdjahr 1966/67 sollen lt. Abschußplanung 249 Stück Rotwild zur Freigabe empfohlen werden.

Über „Die Geweihentwicklung des Rothirsches in Nordrhein-Westfalen und die Herleitung der Abschußrichtlinien" referierte alsdann Ofm. Dr. Ueckermann, Leiter der Forschungsstelle für Jagdkunde und Wildschadenverhütung in Bonn. An Hand von Lichtbildern typischer Geweihbildungen im Lande NRW versuchte der Referent aufzuzeigen, wie im Zuge der Zeit durch Blutauffrischungen und Einkreuzungen von Rominter-, Wapiti- und Ungarhirschen die Entwicklung der Geweihbildung beeinflußt wurde. Dabei sei nicht zu verkennen, daß gerade in lippischen Revieren des Teutoburger Waldes und der Senne hin und wieder die nicht gerade erstrebenswerte Erbanlage des Wapitihirsches, der Ende des 19. Jahrhunderts in Gatterrevieren des Fürsten zu Lippe zur Artverbesserung und Blutauffrischung in größeren Stückzahlen eingekreuzt wurde, mit seiner flachen und kronenarmen Geweihbildung zum Durchbruch gelange. Im allgemeinen seien die Erbeinflüsse der in den letzten hundert Jahren durchgeführten Aufartungsversuche durch Fremdblut aus Ungarn und Ostdeutschland weder im positiven noch im negativen Sinne wirksam geworden. Es sei aber ganz offensichtlich, daß der westliche Hirsch im Gegensatz zu den Hirschen in östlichen Breiten im Geweihausmaß etwas kleiner, aber dafür vielendigere Geweihe trage. Sie entsprächen durchaus dem idealen Hegeziel.

Überleitend zu der Beurteilung der ausgestellten Trophäen erwähnte Ofm. Dr. Ueckermann lobend, daß sämtliche erbeuteten Geweihe des Reg.-Bez. Detmold ausgestellt wurden und daß der Abschuß ausgezeichnet vorgenommen worden sei. Erstaunlich sei jedoch die Tatsache, daß bei 117 ausgestellten Trophäen nicht ein einziger Hirsch der Klasse 1a zu finden sei (im Vorjahr wurde nur ein Hirsch dieser Klasse gezeigt). Dagegen sei die Anzahl der Geweihe in der Klasse B relativ hoch, vielleicht zu hoch im Gegensatz zu dem Anteil in der Klasse C. Mit dem höchsten Anteil in der letztgenannten Klasse mit 15 Hirschen sei das Forstamt Neuenheerse hervorgetreten, wofür ihm eine Hegemedaille zuerkannt wurde. Für verdienstvollen Hegeabschuß wurde an die Graf von Westphalensche Forstverwaltung in Fürstenberg sowie an Dr. Benteler, Schloß Neuhaus, je eine Hegemedaille verliehen. Die Hegemedaille für den stärksten Hirsch dieser Trophäenschau mit 6,5 kg Geweihgewicht aus dem Forstamt Neuenheerse wurde dem Erleger, Forstamtmann Kitzmann, zuerkannt.

In Martonvásár/Ungarn wurde in der Blattzeit des vergangenen Jahres, genau am 29. Juli, der Träger dieses überaus kapitalen Gehörns erlegt. Die Maße sind: Gewicht 913 g (bei der Erlegung), Volumen 450 ccm, Stangenlänge 29,7/31,5. Unter Berücksichtigung des üblichen Gewichtsverlustes und der Zuschläge der Internationalen Formel erreicht der Bock rund 240 (!) Int. Punkte. Er übertrifft damit den bisher weltstärksten Rehbock um mehr als 40 Punkte. Ein sagenhaftes Gehörn! Phot. Gerda Himmelmann

Sauen im Mais

Dr. Helmut Hendel

Es ist so viel darüber geschrieben worden, und es wird viel darüber geredet, vom Schwarzwild, von seiner Hege und seiner Zukunft, wenn immer mehr Mais angebaut wird.

Ich habe in der schwarzwild-gesegnetsten Gegend unseres lieben Deutschland (das ist Hinterpommern, wo es am hintersten ist, also ganz östlich) Mais angebaut. Sogar der Körnermais gedieh prächtig. Etwa zehn Jahre lang — dann hatten die Sauen gesiegt, auf der ganzen Linie. Nichts hatte sie auf die Dauer vom Mais ferngehalten, keine Nachtwachen, keine Hunde, keine Verwittrungsmittel, kein Stachel- oder dünner Maschendraht, kein Scheuchen, kein Schießen — kein gar nichts. Ich habe schließlich damals gesagt, und sage es noch heute: Wo es überhaupt nennenswerte Schwarzwildbestände gibt, da kann man nur hinter einem festen Zaun Mais anbauen. Ansonsten gibt es bei dieser so schönen und einträglichen Pflanze keinen Wildschaden, sondern nur Vernichtung. Was aber ein Totalschaden kosten kann, darüber haben wir in WuH Nr. 27 vom 27. März 1966 gelesen: „Die nächste Maiswelle kommt bestimmt." (Allerdings sind die Meinungen über die Erstattungspflicht geteilt, siehe WuH Nr. 2 vom 24. April 1966, S. 67. Schriftleitung.)

Nur dem Grünmais, der jung und frisch, ehe er Kolben ansetzt, für die Stallfütterung geschnitten wird, tun die Sauen nichts. Aber der wird nur in kleinen Flächen angebaut. Silomais, der bei der Ernte dem Gewicht nach zu etwa einem Drittel aus milch- und teilreifen, also fast reifen Kolben besteht, der dringt vor. Mit Recht, denn er bietet manchen Bauern heute die einzige Möglichkeit, ihren Rinderstall mit bestem, preiswertem Futter zu beschicken. Aber — schon die ganz jungen Kolben, deren zarte, leicht klebrige Griffel einen feinen süßen Honigduft ausströmen, haben es den Sauen angetan. Sie locken von weither, und die Sauen schätzen sie viel mehr als die saftigsten, milchreifen Hafer-

körner, deren Spelzen sie dann immer „ausspucken" müssen. Ich will vom grünen Mais in grüner Praxis berichten, der da so plötzlich seinen Platz auch auf norddeutschem Acker haben soll. Und da erscheint es mir ein wenig Theorie, wenn Revieroberjäger Brütt in seinem eingangs genannten Artikel empfiehlt, zur Vermeidung von Mais-Wildschäden im Felde einen Maiswildacker am Felde oder im Wald anzubauen. Darum, weil ich fürchte, aus einem solchen Mais wird nicht viel. Er wird kaum dazu kommen, einige Kolben anzusetzen, und die Sauen werden dennoch ins Feld wechseln, wo der Bauer den Maisanbau vollkommener beherrscht. Auf dem Wildacker finden wir nun doch einmal recht selten eine etwas intensive Landwirtschaft, und Mais ist keine ganz anspruchslose Frucht. Er gedeiht am besten auf humosen, durchlässigen Böden in guter Kultur. Früher mußte er gehackt werden, heute wird das Unkraut durch „Gesaprin" und andere Mittel vertilgt. Wenn die jungen Maispflanzen aber erst einmal im Unkraut stehen, dann ist es aus und vorbei. Sie entwickeln sich nur kümmerlich weiter, und vor allem setzen sie keine Kolben an.

Unsere Sauen sind doch wirklich nicht unser dümmstes Wild. Für einen Maisacker ohne die guten Kolben werden sie wenig Interesse zeigen. Und auch mit Kolben werden sie diese kleine Fläche bald vernichtet haben und ziehen dann weiter. Sie finden sogar die Drillreihen beim frischbestellten Mais und nehmen sie schnurgerade auf. Hiergegen habe ich ein einfaches Mittel angewendet, das ich jedem Maisbauern empfehlen möchte: Man gebe die Stickstoffdüngung, ohne die es nicht geht, in Form einer reichlichen Stickstoffgabe gleich bei der Saat. Als Stickstoffdünger hat sich gerade der Kalkstickstoff auch sonst beim Maisanbau sehr bewährt. Wo Schwarzwildschaden zu erwarten ist, hält sein ätzender Geruch (der sonst nichts schadet) die Sauen vom Acker fern, solange bis die jungen Pflanzen gut aufgelaufen sind. E. Brütt hat ganz recht: Morkit, das viel empfohlene, wirkt nur gegen Krähenfraß und dort hundertprozentig. Die Sauen kümmern sich nicht viel darum. (Vielleicht hilft Dieselöl, wie es B. Henkelmann in WuH Nr. 3 vom 8. Mai 1966, S. 104, zu „Die nächste Maiswelle . . ." empfiehlt. Schriftleitung)

Von da an und in der Wachstumsperiode ist der Mais nicht mehr gefährdet, schreibt Fm. Grabenstedt sehr zutreffend in WuH Nr. 4 vom 22. Mai. Man müßte aber hinzusetzen, daß es sich hierbei nur um die erste Wachstumsperiode bis zum Ansetzen der Kolben handelt. In der folgenden Zeit bis zum Reifen der Kolben sind die Pflanzen um so mehr gefährdet. Darin liegt der schwerste Schaden. Die harten Körner schätzen die Sauen weniger.

H. Grabenstedt empfiehlt, fern vom Acker, weit hinten im Walde breitwürfig zentnerweise Mais zu streuen, auf daß die Sauen gar nicht erst daran denken, auf den Acker auszuwechseln. Damit bleibt das Schwarzwild standorttreu, und dieses Wildfutter kommt ihnen auch sehr zugute. Auch ich habe mir damit manchen Schaden und Ärger auf dem Acker erspart. Wenn aber die jungen, weichen, süßen und duftenden Maiskolben lockten, dann ließen die Sauen die harten Maiskörner liegen, damals in Hinterpommern. Ich fürchte, hier zu Lande wird es nicht anders sein.

Die Hauptsache bleibt doch immer ein gutes Einvernehmen und ein gegenseitiges Verständnis zwischen Verpächter und Pächter. Die meisten Silomaisäcker sind ebenso klein wie früher die Futterrübenflächen. Sollte es nicht möglich sein, diese Äcker mit einem festeren Maschendraht ab Anfang Juli bis Ende August/Anfang September etwa 1,2 m hoch einzuzäunen? Könnten sich an den Unkosten für Draht und Arbeit nicht beide, Pächter und Verpächter, beteiligen? Gut zusammengerollt, nimmt dieser Draht im trockenen Winterlager nicht viel Platz ein und kann jahrzehntelang halten. Bei mir war ein solider Maschendraht das letzte Mittel, allerdings auf ganz kleinen Flächen.

Aber vielleicht gibt es noch andere Hilfsmittel. Es lohnt sich, darüber nachzudenken. Geht es doch hierbei wirklich in weiten Gebieten um die Erhaltung unserer letzten Schwarzwildbestände. (Hierzu sind auch beachtenswert die Erfahrungen von R. Tschentscher „Schwarzwildschäden kann man verhüten" im inneren Textteil dieses Heftes auf Seite 172. Schriftleitung)

Zu: „Didi . . . didi . . . didirir"

WuH Nr. 27 vom 27. März 1966, Seite 626

Unzweifelhaft hat der Verfasser des sehr netten Artikels recht, wenn er das Haselwild als eine „Bona assa" bezeichnet. Die Schilderung der Jagdausübung bedarf aber einiger kleiner Ergänzungen. Ich kam in meiner Heimat, dem Baltikum, schon mit 13 Jahren mit Haselwild in Berührung und konnte seine Gewohnheiten und die Art der Jagdausübung von Grund auf kennenlernen. Durch eine mysteriöse Erbschaft kam ich in den Besitz des Buches „Die Hohe Jagd"; die Ausgabe stammte aus der Zeit der Jahrhundertwende. So konnte ich meine praktischen Kenntnisse an Hand dieses ausgezeichneten Handbuches vervollständigen.

Im besagten Buch war auch die Art und Herstellung der Haselhuhnlocken beschrieben. Der Hauptgesang des Hahnes wurde wie folgt angegeben: „Stihw, Stahw, Pipelit!" Die letzte Tonfolge variiert fast immer, und selten sind zwei Gesangsstrophen einander völlig gleich. Besonders Anfang August konnte man die tollsten Töne hören, wenn die jungen Hähne und Hennen am Üben sind. Nebenbei sei hier schon erwähnt, daß der Hahn der Gesangesfreudigste ist.

Für die Hahnenlocke wurde der Oberarmknochen der Katze und des Haushuhnes empfohlen, für die Hennenlocke eine blecherne Schelle von etwa 3 cm Durchmesser und einem Loch in der Mitte. Mit ein und demselben Gerät, also z. B. der Hahnenlocke, auch noch das Bisten der Henne nachzuahmen, war meiner Erinnerung nach nicht möglich. Das Locken des Hahnes ist ein ausgesprochenes Pfeifen, das Locken der Henne mehr ein dumpfes Zischen, dazu noch bedeutend tiefer im Ton. Es zeigte sich bei der Selbstherstellung der Hahnenlocken, daß der Oberarmknochen der Katze viel zu dick für das Pfeifchen war; besser war schon der Oberschenkelknochen der Krähe. Das Beste leisteten aus Blei gegossene Pfeifchen, die keinen so harten und schrillen Ton hervorbrachten wie knöcherne Instrumente.

Bekanntlich lebt das Haselwild in Einehe. Die „Verlobung" findet im Herbst, etwa September, statt, wenn das Jungwild selbständig wird und die Gesperre sich trennen. Hahn und Henne bleiben das ganze Jahr zusammen, wobei sich später auch der Hahn an der Aufzucht und Führung der Jungen beteiligt. Ich habe aber auch noch im Dezember größere Flüge von Haselhühnern zusammen gesehen, die ähnlich wie das Birkwild im Winter in den Kronen von Birke und Erle Knospen ästen.

Das Haselwild ist gesellig und selten allein anzutreffen. Bei zufälligem Heraustreten eines einzelnen Huhnes brauchte man sich nur kurze Zeit zu gedulden, bis sich das Paar lockend wieder zusammengefunden hatte. In solchen Fällen war es keine Schwierigkeit, den Hahn zu erlegen, obwohl das damalige Jagdgesetz im Baltikum keinen Unterschied zwischen Hahn und Henne bezüglich der Schonzeit machte. Im Frühjahr hatten Hahn und Henne Schonzeit; diese Regelung wurde aber erst zu Anfang der dreißiger Jahre neu eingeführt.

Die nettesten und interessantesten Erlebnisse hatte ich im Frühjahr. Etwa ab Ende April, wenn die Henne zu brüten begann, waren die zeitweise verwitweten Hähne auf der Suche nach anderen noch liebebedürftigen Hennen und standen außerordentlich gut zu. (Der Hahn beteiligt sich nicht am Brutgeschäft!) Ich möchte aber ausdrücklich feststellen, daß ich nie eine Hennenlocke benutzt habe und die Hähne trotzdem flott zustanden. Ein Irrtum ist völlig ausgeschlossen, da sie mir bis vor die Füße liefen oder nur oft wenige Meter entfernt aufbaumten, so daß ein einwandfreies Ansprechen keine Kunst war. Meinen ersten Haselhahn schoß ich mit 14 Jahren im Frühjahr (damals noch Schußzeit), als er auf Abwege geriet, während seine brave Ehehälfte dem Brutgeschäft oblag. Es ist aber auch möglich, daß es nicht nur der Paarungstrieb war, sondern die Eifersucht, einen vermeintlichen Nebenbuhler von der irgendwo in der Nähe brütenden Henne vertreiben zu wollen. Oder war es in diesen Fällen auch der ausgesprochene Geselligkeitstrieb?

P. Hammerbeck